



Gerhard Gaedke
Sibylle oder Die Zugfahrt
Geschichten

Leykam

Gerhard Gaedke
Sibylle oder Die Zugfahrt

GERHARD GAEDKE

Sibylle oder Die Zugfahrt
Geschichten

Leykam

© 2016 by Leykam Buchverlagsges. m. b. H., Nfg & Co. KG

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Coverbild: © Prof. Gerhard Gaedke

Foto von Gerhard Gaedke: © Teresa Rothwangl, Camera Obscura

Covergestaltung: Mediendesign Graz

Lektorat + Satz: Mag. Elisabeth Klöckl-Stadler

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8039-4

www.leykamverlag.at

INHALT

Über den Wolken _____	7
Charlotte _____	21
Der Koch und die Klavierspielerin _____	29
Die Muschelkette _____	51
Sie zählte die Regentage _____	71
Sibylle oder Die Zugfahrt _____	83
Ernesti _____	101
Peter-Sammlung _____	127
Waldmeisterbowle _____	139
Onkel Franz _____	153
Das Seehaus _____	167
Der erste Satz des Romans _____	185
Vaters Tagebuch _____	213
Durch das Kornfeld schreiten Mäher _____	233
Autorenporträt _____	240

ÜBER DEN WOLKEN

Über den Wolken. Unter uns lag die Nordsee. Meine Frau kramte in ihrer Tasche und gab mir einen kleinen Novellenband. Irgendwo da unten steht er, sagte sie und blieb trotz Nachfrage bei dieser Andeutung. Sie habe das Büchlein zufällig entdeckt, gab mir einen Kuss auf die Wange und schloss die Augen.

Der Leuchtturmwärter. Unbekannter Autor. Gott sei Dank kein 1000-Seiten-Wälzer, dachte ich. Vor uns lagen noch einige Flugstunden. Der Lesestoff würde mir die Flugzeit angenehm verkürzen. Und so machte ich mich unverzüglich an die Lektüre.

Womit begann alles?, fragte ich mich. Eigentlich mit dem Streit in der Redaktionskonferenz. Ich hatte einen mir wesentlich erscheinenden Artikel erst im letzten Augenblick abgeliefert, was selten vorkam. Der Chefredakteur vergaß Bildung und Position. Dass ich unfähig sei, war noch das Gelindeste, was er herausschrie. Ich schwieg. Es war nicht das erste Mal. Diesmal aber wollte ich konsequent handeln. Ich stand auf und erklärte vor versammelter Mannschaft, die Kündigung anzunehmen.

Von Kündigung sei keine Rede, bei diesem Satz mäßigte er den Ton.

Ich habe sie aber als solche verstanden, replizierte ich, nahm Block und Bleistift in die Hand und verließ den Raum, ging in mein Büro und steckte die wenigen persönlichen Dinge in meine Aktentasche. Milla, meiner Sekretärin, schenkte ich meinen Ficus benjamina mit der Auflage, ihn regelmäßig zu gießen, und verabschiedete mich.

Bei Josef, dem Wirt, der eigentlich nur von der Redaktion gut lebte, bestellte ich mir ein Glas Bier und erklärte ihm, dass ich mich mit dem Chef angelegt habe und daher meine Tage beim Tagblatt gezählt seien.

Das glaube er nicht, erwiderte Josef, auf mich könne die Redaktion niemals verzichten.

Doch, antwortete ich, jeder sei ersetzbar.

Was ich nun zu tun gedenke, fragte er.

Aussteigen, antwortete ich. Mit 55 könne man doch aussteigen. Schafhirte in der Lüneburger Heide, einen Mal- oder Töpferkurs belegen, oder mit dem Geschichtestudium beginnen, das wollte ich immer schon machen, erklärte ich ihm. Endlich frei zu sein, ohne Termindruck, ohne oberlehrerhafte Kürzungen der von mir verfassten Artikel, frei von unqualifizierten Äußerungen mancher Leserbriefschreiber.

Josef, bitte noch ein Bier.

Das gehe heute aufs Haus, erklärte er mir.

Milla, meine Redaktionsassistentin, stürmte bei der Tür herein, vermutlich hatte sie Josef verständigt.

Wenn ich ginge, gehe sie auch.

Nein, Milla.

Josef mischte sich ein. Er wird Schafhirte, erklärte er ihr mit einem Lächeln und tippte sich dabei mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Ich ignorierte Josefs Geste und versprach Milla, mich jeden Tag zu melden. Und dass ich keine Dummheiten vorhabe.

Am nächsten Tag kaufte ich mir die Wochenendausgaben verschiedener Zeitungen, kochte eine große Kanne Tee und lag den restlichen Vormittag entspannt auf der Couch. Ich las vom Angebot einer Greyhound-Tour von Seattle nach San Diego, vom Indian Summer in Vermont, einer Trekkingtour durch den Kaukasus. Dann stand nicht ganz unerwartet Milla mit einem selbst gebackenen Kuchen vor der Tür. Aus der Handtasche zog sie einen Brief. Ich wusste sofort, Milla war als Botschafterin ausgesandt worden. Ich konnte mir alle Redewendungen des Chefredakteurs vorstellen. Man bedaure zutiefst, stressbedingter Ausrut-

scher, man kenne sich doch so lange, das ganze Team trauere. Ungelesen gab ich den Brief Milla zurück.

Der Kuchen war besonders gut gelungen, wir tranken schon am Nachmittag eine Flasche Wein aus. Abends bestellten wir uns eine Pizza. Pizza Margherita. Und eine Flasche Rotwein. Im Bett gestand mir dann Milla, dass der Chefredakteur sie gebeten habe, sich für die Sache zu opfern. Es sei aber kein Opfer, erklärte mir Milla lachend.

Am nächsten Tag brachte ich Milla mit dem Taxi nach Hause, besorgte mir noch Sonntagszeitungen und widmete mich ihnen unten im Park. Und ich las: Leuchtturmwärter gesucht. Drei Wochen am Stück, eine Woche Landurlaub. Befristet von September bis Ende Februar. Technisch versierte Personen werden bevorzugt.

Leuchtturmwärter! Leuchtturmwärter auf einer einsamen Insel. Auszeit pur, dachte ich sofort. Ich lief in meine Wohnung, setzte mich an den Computer und schrieb sofort meine Bewerbung. Den akademischen Grad ließ ich weg, dafür verwies ich auf die norddeutschen Wurzeln meines Vaters und auf meinen Segelschein, den ich einmal in den Ferien in der Glücksburger Segelschule erworben hatte. Auch dass ich familiär ungebunden sei, erwähnte ich.

Und ich dachte nach. Für den Fall des Falles würde sich Milla um die Wohnung und meine Post kümmern, um meine Mieter im Haus die Hausverwaltung. Das Auto würde ich mitnehmen und auf dem Festland in einer Garage unterstellen.

Immerhin nahm man mit mir nach einer Woche Kontakt auf. Man mache aufmerksam, dass das Postschiff nur einmal pro Woche anlege. Man sei natürlich per Telefon verbunden und könne jederzeit, aber nur, wenn es die See zulasse, bei Notfällen ein Boot schicken. Neben der Wartung der Technik des Leuchtturms seien zwei Mal pro Tag das Wetter durchzugeben und eine Windmessung vorzunehmen. Zum Erstgespräch möge ich ein Gesundheitszeugnis mitbringen, man wolle schließlich kein Risiko eingehen. Nach dem Auslaufen des Vertrages werde der Leuchtturm umgebaut und mannos betrieben.

Hamburg. Die beiden Herren vom Küstenamt waren freundlich, sie würden mich zur Besichtigung meiner künftigen Arbeitsstätte kommenden Freitag begleiten. Und ob ich seetauglich sei, wollten sie wissen. Oft könne nämlich die See sehr rau sein.

Ich verwies darauf, dass ich ein Hochseefischen ohne größere Probleme überstanden habe. Beide lachten, Hochseefischen wiederholten sie.

Der scheidende Leuchtturmwärter war, anders als ich es mir vorgestellt hatte, ein gepflegt aussehender älterer Herr. Am Anfang habe er sich einen Bart wachsen lassen. Tun Sie das auch, das verbessert die Eingewöhnung, riet er mir. Und dass zu einem Leuchtturmwärter der Bart dazugehöre, dabei lachte er. Bei der Anlegestelle könne man immer wieder kleinere, aber auch größere Fische fangen, die Angelrute lasse er mir da. Einer der beiden mich begleitenden Herren warf ein, dass ich ja ein Hochseefischer sei. Und jetzt lachten wir alle. Und wenn es einmal ganz fürchterlich stürmen sollte, empfehle er mir Flensburger Rum oder einen Bommerlunder. Ob den einer, der aus dem Rheinland kommt, kennt?, fragte er.

Ich schwieg.

Der Tag sei lang, erklärte er mir, er empfehle mir einen Stapel Bücher mitzunehmen, einige Bände würden sich auf der Stellage im Schlafraum finden. Außerdem werde man genügsam.

Genügsam, das Wort wiederholte ich leise. Das war ja genau das, was ich anstrebte.

An den Wänden des Stiegenaufgangs waren Fischnetze und ein Enterhaken befestigt. 200 Stiegen seien zu bewältigen. Ich sah es als tägliches Training. Sogar bezahlt, dachte ich mir. Der Ausblick von der Turmspitze war großartig, von hier aus sah man nicht nur die in der Ferne kreuzenden Schiffe, sondern konnte auch die gesamte Insel überblicken.

Falls Sie Seeräuber überfallen, sagten fast alle gleichzeitig, sperren Sie sich ein, dabei lachten sie laut. Eine Signalpistole liege unten im Vorraum, ergänzte der Leuchtturmwärter.

Dann wurde ich eingewiesen. Täglich Reinigung der Glasscheiben und Kontrolle der Lampen, Führung des Kontrollbuches und Meldungen von Wetter und Windstärke.

Jetzt könne ich es mir noch überlegen.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hätte nur Angst vor der Technik gehabt, aber das müsste zu schaffen sein, ergänzte ich.

Milla war über meinen Entschluss entsetzt. Alle hätten bis zum Schluss gehofft, ich würde mich umbesinnen. Und ob ich regelmäßig nach Hause komme. Ich hätte doch Anspruch auf Freizeit.

Man werde sehen, erklärte ich Milla und bat sie, sich um meine Post zu kümmern, Wichtiges nachzusenden. Dann flossen Tränen.

Mit einem etwas größeren Koffer und einer Flasche Flensburger Rum stand ich pünktlich an der Mole und wartete auf das Postschiff, um mich bei ruhiger See zur Leuchtturminsel fahren zu lassen.

Der Kapitän des Postschiffes war wenig gesprächig. Er rate mir, bei Sturm niemals den Leuchtturm zu verlassen, Essen und Getränke könne man vorbestellen, sonst würde die Zentrale Standardware, wie er sich ausdrückte, liefern. Das meiste sei in Dosen, auch das Bier. Und dass ich den Müll ordentlich sammeln und verpacken solle, schließlich sei das Boot ein Postschiff und kein Müllcontainer.

Nach einem Schluck aus der Rumflasche verflog das Mürrische in seinem Gesichtsausdruck.

*Damit war ich allein auf dem Eiland. Noch bevor ich meine Habse-
lichkeiten auspackte, erkundete ich einen Teil meines Refugiums, meines
Zufluchtsortes, dabei dachte ich an Robinson Crusoe. Ob ich auch auf
einen Freitag treffe?, fragte ich mich gut gelaunt. Und ich stellte mir
weilers die Frage, ob man die Insel nicht kaufen oder zumindest pachten
könnte, so beeindruckend präsentierte sie sich.*

*Danach nahm ich meinen Arbeitsplatz in Augenschein. An der
Wand hing eine Tafel mit Hinweisen. Dass man nur mit der Zentrale
telefonisch verbunden sei, was mich freute, da ich damit vor unerwünschten
Anrufen geschützt war. Kein bettelnder Chefredakteur, keine Milla,*

auch nicht mein Bruder, der mich monatlich einmal um Geld anpumpte. Zumindest war ich ein gutes halbes Jahr von der Landkarte, ich wiederholte das Wort Landkarte und lachte dabei, verschwunden. Ich nahm mir vor, egal was kommen sollte, jeden Augenblick zu genießen, bewusster zu leben, als ich es bisher getan hatte. Und wenn man mir meine Insel nicht verkaufte oder verpachtete, dann würde ich eben ein Haus auf Rügen, Föhr oder Sylt mieten, ein reetgedecktes Haus jedenfalls müsste es sein. Vielleicht gab es aber auch irgendwo einen stillgelegten Leuchtturm zu erwerben.

Ich inspizierte die Vorräte. Einige Dosen Bier, eine halbe Flasche von diesem Bommerlunder, Butter, Honig, Knäckebrot, Fisch- und Fleischdosen, Reis, Öl, ein Haltbarkuchen. In einem Weidenkorb Äpfel und Zitronen. Genug zum Leben, dachte ich in diesem Augenblick. Wer benötigt mehr?

Die erste abendliche Wettermeldung funktionierte problemlos, die Frage des Mitarbeiters der Zentrale, ob ich es schon bereue, löste in mir einen kaum verhüllten Ärger aus. Lediglich ein nächtliches, wiederholtes metallisches Klopfen machte mich besorgt. Nur keine Panne, bat ich, schlief aber dennoch bis zum Morgengrauen. Möwen empfangen mich beim Spaziergang, ich vermutete, dass einige von ihnen hier gebrütet und mich als Eindringling wahrgenommen hatten.

Die Tage vergingen gemächlich, auf die Uhr blickte ich nur morgens und abends, um die Wetter- und Windmeldungen nicht zu versäumen. Donnerstags urgierte die Zentrale meine Bestellung für die kommende Woche.

Ich sei wunschlos. Doch, einen Laib Brot und Milch.

Dann dachte ich darüber nach, dass man mit so wenig leben kann. Mir fiel ein, dass ich noch kein einziges Mal fischen war. Ich saß an der Anlegestelle auf einem Stück Holz und warf immer wieder die Angelhaken aus, so wie es mir der alte Leuchtturmwärter empfohlen hatte. Nach einigen Stunden hatten sich dann endlich einige Sprotten erbarmt. Ich nahm mir aber vor, den Postschiffkapitän um fachmännischen Rat zu fragen.

Der war dann erstaunt, als er mir nur eine Obstkiste mit Brot und Milch sowie einigen Zeitungen übergab. Ich lud ihn auf eine Tasse Kaffee ein und er gab mir tatsächlich wertvolle Tipps. Ich möge die Reuse auslegen, das habe mein Vorgänger erfolgreich gemacht. Was infolge auch erfreulicherweise klappte.

Wie ich schon bei meiner Einstellung kundgetan hatte, nahm ich keine Auszeit, keinen Landgang, sondern tat weiterhin meinen Dienst. Ich stellte dabei für mich fest, dass ich noch nie in meinem Leben zufriedener gewesen war.

Eines Tages kam außerhalb der Routinefahrt das Postschiff. Ich nahm mein Fernglas und stellte fest, dass Personen an Bord waren. Besucher hatte ich ausdrücklich für unerwünscht erklärt. Vielleicht eine außerordentliche Inspektion der Behörde? Die aber wäre angekündigt worden. Einer der Passagiere fotografierte, der andere winkte mir zu.

Es waren zwei ehemalige Kollegen vom Tagblatt.

Wir machen eine Story über dich als Aussteiger, erklärten sie. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Chefs. Der kurzzeitige Ärger wich, da ich mich über den Besuch der beiden letztlich doch freute. Von der mitgebrachten Dosenbierpalette blieb an diesem Nachmittag nichts mehr übrig, der Kapitän, das wusste ich, war trinkfest.

Ob sie mir den Artikel vorweg schicken müssten?, fragten sie vor der Abfahrt.

Ich verneinte.

Dann kam der November und die ersten schweren Stürme trieben mich ins Haus. Endlich kam ich dazu, mir die vorhandenen Bücher anzusehen: Härtlings Schubert, Bölls Mann mit den Messern, von Thomas Mann Der Erwählte, eines meiner Lieblingsbücher, eine Autobiografie von Emil Nolde, Biografien von Kokoschka und Anais Nin. Als Erstes nahm ich mir aber den Gedichtband von Joachim Fernau zur Hand. Mir schien, glücklicher könne man nicht sein.

Am nächsten Morgen beschloss ich, mir den Drei-Tage-Bart nicht mehr zu rasieren, ich hatte das Bild von Robinson vor meinem geistigen